

Geschichte

der

Deutschen Literatur

im neunzehnten Jahrhundert.

Von

Julian Schmidt.

Zweite, durchaus umgearbeitete, um einen Band vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Die Gegenwart.

London.
Williams & Norgate.

Leipzig.
Friedrich Ludwig Herbig.

Paris.
Albert Grand.

1855.

An

Gustav Freytag.

Leipzig, den 15. September 1853.

Erinnern Sie sich noch an unser erstes Zusammentreffen? Es war im Anfang des Jahres 1848, die Lärmglocke der Revolution hatte noch nicht geschlagen, die Gegensätze hatten sich noch nicht geschieden. Wir waren mit Ruge, mit Fröbel, dessen „Republikaner“ wir eben im Theater gegen die üble Gesinnung der Socialisten vertheidigt, mit den jungen Oesterreichern in gemüthlicher Eintracht zusammen. Es dauerte nur ein paar Monate, und die bisher verhüllten Gegensätze traten ans Tageslicht, eine Hand hob sich gegen die andere; nur wir beide, die wir uns gleich bei unserer ersten Zusammenkunft enge aneinander geschlossen, wir sind treu zusammen geblieben.

Der Dichter der Valentine und des Waldemar hatte mich schon lange angezogen, ehe ich ihn persönlich kannte. Es ging mir wie fast allen Ihren Lesern: was man auch gegen die Stücke einzuwenden hat, man gewinnt daraus den Dichter lieb und wünscht sich ihm zu nähern. Ihre Probleme waren mir zu individueller Natur. Ich fand in dem Verhältniß zwischen dem romantischen Georg und der romantischen Valentine, zwischen dem blasirten Waldemar und der blasirten Georgine keine innere Nothwendigkeit, keine allgemein menschliche Idealität, und daher schien es mir, daß der Schluß bei aller geistreichen Motivirung nur dann überzeugte, wenn man gewisse Voraussetzungen zugab. Aber ich fand darin eine Sprache, die bei vollendeter Bildung doch die reine Natur athmete; eine klar durchdachte Technik, von der wir im deutschen Lustspiel noch keine Vorstellung gehabt, und vor Allem überall die Spuren einer ächten Dichterseele. Von dem allen fand ich bei den meisten der neuern deutschen Dichter das Gegentheil. Bei uns hatte sich die Idee festgesetzt, das Kennzeichen eines Dichters sei die Krankheit, die ewige Verstimmung, die Selbstvergötterung, der Welt Schmerz; aber ich habe nie daran geglaubt, ich war stets der Ueberzeugung, der Dichter unterscheide sich nur dadurch vom ge-

wöhnlichen Menschen, daß er die Gegenstände lebhafter, reiner und idealer sehe. Einen Dichter ohne Lust am Leben, ohne erhöhtern Sinn für die Wirklichkeit, und was damit zusammenhängt, ohne Fülle des Gemüths habe ich mir nie vorstellen können; und eine dichterische Natur wehte mir aus Ihren Stücken entgegen, wie ich sie nachher in dem Menschen wieder fand.

Die Ereignisse nahmen gleich darauf eine so ernste Wendung, daß bei einem Gemüth, welches lebhaft die allgemein menschlichen Regungen mitempfand, das heitere Spiel der Poesie unmöglich wurde. Je wärmer der Einzelne fühlte, je eifriger strebte er nach allgemeiner Thätigkeit. Die verwandten Elemente suchten sich, und wenigstens in der Regel ergab sich dann auch, daß Neigungen und Principien Hand in Hand gingen. Unsere Bildung, unsere Gesinnung, unsere sittlichen Principien stimmen fast durchweg überein, während in unserer Natur und unserer Anlage ein Gegensatz stattfand: ich denke, das ist die richtige Grundlage eines dauernden Verhältnisses.

Denke ich an unsere gemeinsame Thätigkeit zurück, so glaube ich, daß, so oft uns auch ein Irrthum begegnet sein mag, wir uns keine ernstlichen Vorwürfe zu machen haben. Wir haben nach bestem Wissen und Gewissen Gerechtigkeit ausgeübt; wir haben niemals eine persönliche Rücksicht walten lassen, nie die Sache aus den Augen gesetzt; keine Menschenfurcht hat uns berührt; wir haben die Gefühlsströmungen der Masse ebensowenig geachtet, als die Empfindlichkeit der Einzelnen, die wir in ihrem Glauben an sich selbst stören mußten; wir haben es treu und ehrlich mit dem Vaterlande gemeint, am meisten da, wo wir seine Neigungen bekämpften.

Was mein Theil an dieser kritischen Thätigkeit war, ist, soweit er die deutsche Literatur betrifft, in diesem Buche niedergelegt. Sie sind mit wärmster Theilnahme meinen Bestrebungen gefolgt, und ich glaube nicht, daß es Viele geben wird, die, was bleibend und was vergänglich daran ist, richtiger zu unterscheiden das Verständniß und die Neigung haben. Aus diesem Grunde und als Erinnerung an mehrere Jahre ernsten und bewegten Zusammenwirkens schreibe ich Ihnen dies Buch zu: zugleich aber als Zeichen meiner herzlichsten Freundschaft.

Leipzig, den 31. October 1855.

Zwischen meinem vorigen Brief und dem heutigen liegen gerade zwei Jahre, und in dieser Zeit ist mit dem Buch eine so vollständige Umgestaltung vor sich gegangen, daß Sie kaum noch die alte Physiognomie erkennen werden. Ich fühle einigermaßen die Verpflichtung, mich darüber zu erklären, und der alte Freund, mit dem ich seit einer Reihe von Jahren alle Hoffnungen und Sorgen gemeinschaftlich durchlebt, ist wohl die geeignetste Person, an die ich diese Erklärung adressiren darf. Zudem liegt im Bildungsgang jedes Einzelnen bei den großen Strömungen der Zeit ein Etwas, das allen redlich Strebenden gemein ist, und es ist nicht eine bloße Selbstkritik, wenn ich einige Momente aus dem meinigen anführe.

Ich bin aufgewachsen in der Verehrung und Bewunderung unserer großen Dichter. Früher, als es sonst zu geschehen pflegt, spielte mir ein Zufall die Schriften der romantischen Schule in die Hand, und namentlich jene seltsamen Dithyramben, in denen sie der Welt eine neue Religion verhießen, welche die Bildung, den Verstand und das Gefühl gleichzeitig befriedigen sollte, erregten damals in mir Hoffnungen, welche die allgemeine Entwicklung längst widerlegt hatte. Ich erinnere mich, daß am nachhaltigsten zwei Bücher auf mich einwirkten, Schleiermachers Reden über die Religion und Fichte's Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Aus dem einen lernte ich, in der Religion noch einen andern Inhalt zu suchen, als die verständige Moralität, die man uns auf der Schule mitgetheilt, und das andere zeigte mir, wie ein starker männlicher Geist auch in den Verrirrungen eines ungesunden Zeitalters den Faden festzuhalten verstand, der Vergangenheit und Zukunft verknüpfte.

Ein ernstes und folgerichtiges Studium ist geeignet, unbestimmte, flüchtige Hoffnungen zurückzudrängen. Die historischen Studien meiner Universitätszeit zeigten mir bald, daß es sich in der Geschichte um andere

Dinge handelte, als um die Launen und Träume vereinzelter Gemüther, und der Respect vor den Thatfachen unterdrückte wenigstens vorläufig die Neigung zu den Ideen. Alle philosophische Speculation war mir zuwider, und ich setzte dem geistvollen Lehrer, der auf das eifrigste bemüht war, uns für die Philosophie zu gewinnen, den verstocktesten Widerwillen entgegen. Während der Zeit beschäftigte mich stets der Gedanke, die Periode, die mich früher so leidenschaftlich erregt, historisch darzustellen, um mir selbst über meine Umwandlung klar zu werden, denn an ein Publicum außer mir dachte ich nicht.

Einige Jahre nach ihrem Erscheinen fiel mir Gervinus' Literaturgeschichte in die Hand, und ich las sie mit Entzücken. Allein in der Kenntniß der neuesten Literatur glaubte ich mich ihm überlegen, und der Gedanke einer historischen Darstellung jener Zeit wurde wieder lebendig in mir. Ich erkannte die Nothwendigkeit, die Lücken, die Gervinus gelassen, durch das Studium der gleichzeitigen Philosophie zu ergänzen, die doch in tausend Verzweigungen mit der Dichtkunst verflochten war.

Königsberg ist von der übrigen Culturentwicklung ziemlich entfernt, und die Bekanntschaft mit der neuern Literatur, die man sich auf andern Universitäten sehr leicht aneignet, ist unter den Studirenden gering. Die Kreise indessen, die sich damit beschäftigten, waren voll vom Ruhm des jungen Deutschland, Gutzkow, Laube, Karl Beck waren gefeierte Größen. Ich kann wohl sagen, daß ich damals über diese Neigungen des Publicums erschrak, denn die Rohheit der Sprache, die Unklarheit der Gedanken und die Krankhaftigkeit der Empfindungen in jenen Schriften stachen nicht nur gegen Goethe und Schiller, sondern auch gegen meine alten Freunde aus der Romantik auf das widervärtigste ab.

Als ich nach Berlin kam, fühlte ich mich in eine ganz neue Atmosphäre versetzt. Alle Welt disputirte über Ruge und Feuerbach, redete in der Sprache der deutschen Jahrbücher und beschäftigte sich damit, Standpunkte zu überwinden. Wir Königsberger hatten in Bezug auf unsern Liberalismus ein gewisses Selbstgefühl. Hier suchte man uns nun zu demonstrieren, dieser Liberalismus sei ein ganz zurückgebliebener Standpunkt, und nur ein Philister könne für freie Verfassung, für sittliche Grundlagen des Volkslebens und dergleichen schwärmen. Die Jahrbücher waren eben eingegangen, und Kenner versicherten mit allgemeiner Uebereinstimmung, daß der neueste Fortschritt durch Bruno Bauer vertreten wäre. Es war schwer, mit solchen Gegnern zu disputiren, denn man mochte sagen, was man wollte, sie zeigten sofort den Paragraphen des Systems vor, in welchem dieser Gedanke als „aufgehobenes Moment“ bereits enthalten sei. Um ernsthaft auf ihre Widerlegungen einzugehen, mußte man sich durch Hegel durchgearbeitet haben.

Es ist ein großer Unterschied, ob man sich in das Studium der Hegel'schen Philosophie als angehender Student wie in irgend eine andere Wissenschaft einführen läßt, oder mit einer wenigstens theilweise fertigen Bildung daran geht. Aber auch in dem letztern Fall, wenn man sich nur nicht gleich durch die ersten Schwierigkeiten abschrecken läßt, übt dieser außerordentliche Geist mit der Zeit seinen Zauber aus. Bei Sätzen, die zuerst als absurd erscheinen, hat es etwas Schmeichelhaftes, wenn man wie durch plötzliche Eingebung den geheimen Sinn entdeckt. Es liegt in dem consequent durchgeführten Spiritualismus etwas Berausches, und so war gerade die dunkelste seiner Schriften, die Phänomenologie, diejenige, in welche ich mich mit der größten Begierde versenkte. Fast alle Ideen, die mich irgend einmal ergriffen, fand ich in dieser geheimnißvollen Schattenwelt wieder. Zwar sahen sie aus wie abgeschiedene Geister, aber selbst in ihrem blaffen Todtenantlig lag noch etwas Imponirendes.

Keinen Augenblick habe ich das Gefährliche dieser Dialektik verkannt, aber dem Einfluß der Form konnte ich mich nicht entziehen. Das alte Vorhaben, die Geschichte der Literatur in ihrem ideellen Zusammenhang darzustellen, wurde in der Geschichte der Romantik ausgeführt; aber freilich anders, als ich es mir früher gedacht. Aus den lebendigen Individualitäten wurden abstracte Begriffe, die sich einander verschlangen, um in neuen Begriffen wiedergeboren zu werden. Wenn ich heute das seltsame Buch aufschlage, wird mir selber wunderbar zu Muth, und es ist mir ganz fremd, während ich in meinen Seminararbeiten von der Universität her so ziemlich meine heutige Art wieder herauserkenne.

Das Buch blieb ein Jahr oder noch länger liegen; ein zufälliger Umstand brachte die Vorrede, die unter dem Titel: Metamorphosen der Romantik, gewissermaßen eine spiritualisirte Inhaltsanzeige gab, in die Grenzboten. Was sich das österreichische Publicum, für welches dieses Blatt damals vorzugsweise geschrieben wurde, dabei gedacht hat, mag der liebe Gott wissen. Indes der Aufsatz gab Veranlassung, daß das Buch gedruckt wurde, und daß ich seit der Zeit die literarischen Artikel in den Grenzboten schrieb.

Da in dieser Zeit die Revolution ausbrach und in ganz Deutschland kein Mensch zu finden war, der sich um romantische Angelegenheiten gekümmert hätte, hielt es der Verleger ein Jahr zurück, und so entstand bei denen, die sich um meine kritische Thätigkeit kümmerten, der Irrthum, es sei mein neuestes Werk. Ein Recensent, der eine sehr ausführliche Analyse davon gab und zu dem Resultat kam, ich sei eine Mischung aus Nero und Kaliban, erinnerte mich an mehrere meiner Artikel über die Junghegelianer und zeigte mir, daß ich daraus hätte Selbstkritik lernen können. Aber jene Artikel waren in der That eine Selbstkritik gewesen, und mit der Ge-

schichte der Romantik hatte ich die mir fremdartige Methode auf immer abgestreift.

Nur eine Spur war davon zurückgeblieben, und ich glaube, daß das für jeden Geschichtschreiber, der die philosophische Schule durchgemacht, die nächstliegende Gefahr ist. In dem Bewußtsein, daß in der Geschichte der nothwendige Causalnexus ebenso waltet, wie in der Natur, hebt man nur diejenigen Erscheinungen hervor, die diesen Causalnexus versinnlichen: man löst die Individualitäten in Beziehungsbegriffe auf. Ich hatte das lebhafteste Gefühl von dem ungeheurn Abstand der drei Perioden der Literatur, mit denen ich mich beschäftigte; aber da es mir darauf ankam, den innern Zusammenhang nachzuweisen, suchte ich geflissentlich diejenigen Punkte hervor, in denen sich die Verwandtschaft zeigte. Das ist zum Theil auch noch in der vorigen Ausgabe meiner Literaturgeschichte der Fall. Man that mir Unrecht, wenn man mein warmes Gefühl für die großen Erscheinungen unserer Literatur bezweifelte, aber die Art meiner Darstellung kann ich von jenem Vorwurf selber nicht ganz freisprechen.

Wenn meine Empfindungen der ältern Literatur gegenüber durch die phänomenologische Form der Darstellung zuweilen ein falsches Licht erhalten haben, so bekenne ich mich dagegen den Berühmtheiten der neuesten Poesie gegenüber gern und mit vollem Bewußtsein als schuldig. Ich bekenne, daß mir die Periode unserer Dichtung, in der Gutzkow eine gefeierte Größe war, fast in dem Licht erscheint, wie die Periode Hoffmannswaldau's und Lohenstein's, und daß ich die feste Ueberzeugung habe, noch vor Ablauf eines Menschenalters werde dies Urtheil das allgemeine sein.

Bei der neuen Ausgabe habe ich nun dahin gestrebt, durch Ton und Farbe den Gehalt jeder der drei Perioden so deutlich als möglich auszudrücken. Ich habe mich überall bemüht, die Erscheinungen wieder aus den Beziehungsbegriffen zu lösen und sie zu lebendiger Individualität zu krystallisiren, mit einem Wort, ich habe mich bemüht, dieselbe Ueberzeugung, die mich bei der ersten Ausgabe leitete, in der neuen zu einem correcten Ausdruck zu bringen. Darum ist verhältnißmäßig im dritten Bande, wo nur die Spuren der journalistischen Entstehung zu beseitigen waren, am wenigsten geändert worden, während in den beiden ersten Bänden, auch abgesehen von den neu hinzugekommenen Abschnitten, die Darstellung eine ganz neue ist. Da sich schon unter den Lesern der ersten Ausgabe viele finden, die trotz mancher Unbequemlichkeit in der Form, was ich wollte und meinte, richtig herausgefunden haben, so hoffe ich, daß nach der neuen Bearbeitung Niemand in Zweifel darüber sein wird.

Ihnen gegenüber ist diese Selbstkritik um so mehr am Platz, da ich nicht umhin kann, diesmal die Kritik auch auf Sie auszudehnen. Zwar kann ich die Forderung manches wohlmeinenden Recensenten, ich solle über

jede Erscheinung der neuesten Literatur etwas sagen, nicht gelten lassen, ich fühle mich nur verpflichtet, theils die wirklich bedeutenden Erscheinungen hervorzuheben, theils an den schlimmsten Ausgeburten, die aber einen starken Anklang im Publicum gefunden haben, die Verkümmertheit des leitenden Princip's nachzuweisen; aber auf alles das, was dazwischen liegt, einzugehen und den Grad des Werthes zu bestimmen, durch den sich die eine Non-Entität von der andern unterscheidet, dazu fühle ich mich nicht verpflichtet. Warum sollte ich z. B. die dilettantischen Sonette und Tragödien achtungswerther Männer, die in andern Gegenständen Tüchtiges geleistet haben, hier hervorheben? oder auf die ersten Versuche junger Dichter hinweisen, bei denen sich noch nicht unterscheiden läßt, wie viel dem angeborenen Talent, und wie viel der Reminiscenz angehört? Einzelne Beispiele werden ausreichen, und die Ausführlichkeit, mit der ich z. B. Gutzkow bespreche, weil dieser der bekannteste ist, muß einen Ersatz für die Hunderte gewähren, von denen ich doch nur dasselbe sagen könnte. Allein wenn ich über Sie schwiege, würde der Grund, daß wir Freunde sind und gemeinsam nach einem Ziel streben, nicht mehr stichhaltig sein.

Wenn ich in der vorigen Ausgabe schwieg, so lag der Grund nicht darin, daß ich in meinem Urtheil zu sehr durch die Freundschaft bestrichen zu werden fürchtete. In der Kritik eines Freundes, den man in seinen Gedanken und Empfindungen, in den Motiven seines Handelns und in der Methode seines Schaffens Schritt für Schritt verfolgt, liegt vielmehr ein anderes Bedenken. Man sieht bei ihm Alles in einem physiologischen Zusammenhang und fühlt sich daher zu leicht versucht, den Menschen zu schildern, wo man den Schriftsteller schildern soll. Ganz beseitigen läßt sich dieser Uebelstand nicht, ich habe mich nur bemüht, so wenig indiscret zu sein als möglich.

Und nun noch einen herzlichen Gruß. Wir können der Zukunft mit voller Zuversicht ins Auge sehen, denn unser Verhältniß hat sich in schweren Zeiten erprobt; es war nicht jene Freundschaft, die nur in den ersten Aufwallungen der Jugend geschlossen wird, sondern jene männliche Beziehung, die sich selbst in den Gegenständen vergißt. Sie ist nicht poetisch, aber sie ist ernst und inhaltreich, und sie ist, wie ich wohl mit einigem Stolze sagen darf, deshalb nicht weniger erfrischend für uns, weil ihre Früchte auch Andern zu Gute kommen.

Julian Schmidt.

Dritter Band.

Die Gegenwart.

Jüngling, merke dir in Zeiten,
Wo sich Geist und Sinn erhöht:
Daß die Muse zu begleiten
Doch zu leiten nicht versteht.
Goethe.

gering zu achten, wo es sich um ernste Dinge handelt, und ihre Würde nur in ihrer Thätigkeit zu suchen. Was die politische Entwicklung dadurch an dramatischen Effecten verliert, wird sie an innerer Wahrheit gewinnen.

Wenn das parlamentarische Leben uns über die Eitelkeit so mancher falschen Größen aufgeklärt hat, so gab es dafür manchem tüchtigen Charakter Gelegenheit, sich in seiner vollen Kraft zu entfalten. So lange wir einen Mann wie Georg Vincke zu unsern Vorfechtern zählen, dürfen wir über die Charakterschwäche unserer Nation nicht besorgt sein. Das Leben hebt manche Illusionen auf, es zeigt uns aber die wirkliche Kraft im schönsten Licht. Wir haben in früherer Zeit unser Herz zu sehr an unbestimmte Ideale geknüpft, unsere Phantasie zu sehr an Bildern aus der Fremde geweidet; jetzt sind wir mitten in unser deutsches Leben versetzt, tief in Sorge, Noth und Leidenschaft getaucht, aber aus dem Boden, auf welchem wir stehen, erwächst uns auch immer neue Kraft, und in ernster, folgerichtiger Arbeit werden wir erkennen, daß das wahrhaft Ideale auch das Wirkliche ist.

Ende des dritten Bandes.

Inhalt.

	Seite	
Erstes Kapitel. Das junge Deutschland	—	1
Gegensatz gegen die Restaurationszeit	1	
Heinrich Heine	12	
Ludwig Börne	34	
Fürst Büchler	41	
Französische Einflüsse; Wolfgang Menzel	43	
Gräbe; Charlotte Stieglitz; Georg Büchner	48	
Laube; Gukow; Mundt	62	
Zweites Kapitel. Die Lyrik der Gegenwart	—	80
Anastasius Grün; Nicolaus Lenau	81	
Freiligrath	92	
Die politische Lyrik: Herwegh	99	
Philosophische Lyrik: Sallet; Gottschall; Jordan	103	
Neuchristliche Lyrik: Redwig	117	
Drittes Kapitel. Das Theater unter jungdeutschen Einflüssen	—	123
Realistische Neigungen; das Lustspiel; Holtei; Benedig; Bauernfeld	123	
Karl Gukow	136	
Heinrich Laube	164	
Friedrich Hebbel	170	
Otto Ludwig	213	
Rosenthal, Meißner, Griepenkerl	221	
Die Musik: Mendelssohn, Meyerbeer, Richard Wagner	232	
Die bildende Kunst: Cornelius, Kaulbach	244	
Viertes Kapitel. Der sociale Roman	—	249
Der historische Roman: W. Hauff	249	
Wilibald Alexis	253	
Steffens, Rehfues, Spindler, Hschotte	262	
Sealsfeld, Gerstäcker, Hackländer	264	
Gräfin Hahn-Hahn	271	

Inhalt.

	Seite
Therese, J. v. Düringsfeld, Sternberg, H. König, F. Lewald	290
Guzkow's Ritter vom Geist	299
M. Baldau, Widmann, Eritis sicut deus, Kessler	317
Berthold Auerbach	332
Jeremias Gotthelf, Kompert, Adelbert Stifter	343
Gustav Freytag	357
Fünftes Kapitel. Der philosophische Radicalismus	380
Die Aesthetik	380
Strauß	384
Feuerbach	389
Daumer	397
Ruge, die Jahrbücher, die neue Religion	405
Bruno Bauer, die souveraine Kritik	416
Der Materialismus der Naturwissenschaft	439
Die Demokratie, der Freihandel und der Socialismus	443
Sechstes Kapitel. Geschichte und Politik	— 450
Die Objectiven: Ranke; Radowig	453
Die Reaction: Hurter, Gfrörer, Leo, Stahl	465
Die Liberalen: Schlosser, Raumer, Dahlmann, Gervinus, Droysen	497

Erstes Kapitel.

Das junge Deutschland.

In der romantischen Periode bildet die Zeit der Freiheitskriege den historischen Hintergrund: auf sie bezog sich, mittelbar oder unmittelbar, Alles, was in Deutschland gedacht oder empfunden wurde. Lange vor dem Ausbruch des wirklichen Kampfes machte sich der Geist, der in den Freiheitskriegen zur Erscheinung kam, in der Wissenschaft und Kunst geltend, und lange nach ihrer Beendigung zitterte er in den Gemüthern nach.

Auch die neue Periode der Literatur hat einen geschichtlichen Hintergrund: es sind die Revolutionen, die von Zeit zu Zeit Europa erschüttern. Nur läßt sich dieser Hintergrund nicht so plastisch versinnlichen, weil er sich über eine ganze Generation ausdehnt. Mehr als je hat in unsern Tagen die Literatur den Charakter der Massenbewegung angenommen, die alle Richtung, Gestalt und Physiognomie verschlingt: aber Niemand wird in diesem Chaos den ernstesten Zwiespalt zwischen zwei entgegengesetzten praktischen Weltanschauungen verkennen, der den natürlichen Gang der bisherigen Bildung bedroht. Vor dieser Gefahr die Augen zu verschließen, scheint uns ein unmännliches Verhalten, denn nur über den Feind kann man Herr werden, dem man fest ins Auge sieht. Und indem wir diesen Geist der Unruhe in den Gebieten der schönen Literatur, der Wissenschaft und Kunst verfolgen, glauben wir zu seinem Verständniß auch in den ernstern Fragen des Lebens beizutragen.

Die schweren Irrthümer und Versündigungen der Kunst wie des Lebens waren in der Reaction gegen die Romantik mit Nothwendigkeit begründet. Ein schlechter Trost, allein er schließt doch wenigstens unfruchtbare Anklagen aus.

Die Kunst der Restauration war inhaltlos. Der künstlerische Idealismus endigte in einer einfachen Verleugnung der Wirklichkeit. Mit oberflächlicher Vielseitigkeit hatte die Romantik die indischen Götter mit Elefantenrüsseln, die bleichen byzantinischen Heiligenbilder und die Spukgestalten des altdeutschen Heidenthums in einem großen Karitätenladen aufgespeichert und sich in kindischem Behagen an diesen bunten Bildern ergötzt, ohne für irgend eines derselben die Liebe mitzubringen, welche die notwendige Grundlage aller Kunst ist. Die Ueberfättigung und der Mangel an Gestaltungskraft führten zur vollendeten Unnatur. Zu träge, das Gesetz der Wirklichkeit mühsam zu erforschen, stellte man sich launenhafte, unmögliche Aufgaben, und baute aus alten Pergamenten und eigenen Träumen eine eingebildete, der Wirklichkeit so fern als möglich liegende Welt auf. Man mühte sich ab, sich in die Empfindung eines Attila zu versetzen, man grübelte darüber nach, wie der Judith zu Ruth gewesen sei, als sie dem Holofernes das Haupt abschlug: aber man verlernte es, für die einfachsten Conflict des wirklichen Lebens den Helden seiner Dichtung ein schickliches Benehmen zu leihen. Das Zeitalter war reich an Tendenzen, arm an realer Durchführung derselben, im Leben wie in der Kunst. Es quälte sich mit Fragen und Problemen ab, die, einem individuellen Gemüthszustand, einem individuellen Krankheitsmoment entnommen, durch den Schein der Idealität in ein verkehrtes Licht gestellt wurden.

Seit Klopstock war die deutsche Poesie in dem Cultus der Individualitäten befangen. Aus Mangel an objectivem Stoff bemühte man sich, so viel als möglich zu empfinden, und die Virtuosität im Genuß wie im Schmerz machte den Mann der Zeit. Es begann jenes krampfhaft Ringen nach einem unendlichen und nur für ein höheres Gemüth verständlichen Glück, jene Sehnsucht nach einem unennbaren Gut, das die gemeinen Wege der Sterblichen verlassen wollte. Es bildete sich der Mythos von Don Juan und Faust, die sich für Repräsentanten der Menschheit ausgaben und eben darum aufhörten, künstlerisch darstellbare Individuen zu sein: ein Mythos, den aber seine Erfinder, die Deutschen, niemals bis zur vollsten Energie ausbilden konnten, weil sie von kleinen und verkümmerten Verhältnissen ausgingen, und weil ihre Perspektiven nur aus der Ahnung des Herzens genommen waren, nicht aus dem Eindruck des wirklichen Lebens. Die Werther, die Allwill, die Titan mochten mit ihren Ketten rasseln, so viel sie wollten, sie konnten sie nicht abwerfen: es war die Armut des äußern Lebens, die ihren Flug hemmte.

Die große Erscheinung, in welcher sich das gesammte Zeitalter prophetisch zusammenfaßt, gehörte nicht den Deutschen an: Lord Byron. Die kurze Zeit, in welcher er wie ein Meteor an unserm Himmel vorüber-

brauste, waren die Blicke von ganz Europa auf ihn gerichtet. Lord Byron war der Mann, wie ihn sich die nächste Vergangenheit geträumt hatte, namentlich die deutsche Poesie: der Genius mit dem Kainsstempel des schuldvollen Gedankens. Auf den Höhen des Lebens geboren und doch voller Begeisterung für die Freiheit; ein Bezauberer aller Herzen und doch mit unglücklichem Streben einem beständig schwindenden Ideal nach-eilend; skeptisch bis zur Blasirtheit und bis zum übermüthigen Hohn, und doch voller Sehnsucht nach den Heiligthümern, welche die Menschheit eingebüßt, war er die letzte und blendendste unter jenen poetischen Gestalten, deren Zauber sich die Welt, wenn auch mit unwilligem Widerstreben unterwarf. Sein Leben und seine Dichtung war reich und glänzend, seine Seele von ächtem Adel, seine Erscheinung bezaubernd: und doch war der Kern seines Wesens angekränkt, denn sein edler Instinct wurde nicht geläutert durch die Idee der Pflicht, er suchte die Erregung um der Erregung willen: er war im tiefsten Sinn ohne Inhalt, wie die Zeit, deren Bild er der Nachwelt überliefert wird.

Die Kunst der Restauration war ferner principlos. Die Virtuosität im Glauben hatte zuletzt allen Glauben untergraben. Weil das Ideal nur in der Sehnsucht, nicht in der Kraft vorhanden war, so wurde das Verhalten des Gemüths zu demselben ein sentimentales. Die innere Wärme suchte man durch gewaltsame Ueberspannung zu ersetzen: weil man herzlos war, erfand man raffinierte Herzensgeschichten; weil man die Sprache der Natur verloren hatte, beschwor man aus der trüben Tiefe des Gemüths Stimmungen herauf, die Niemand verstehen konnte, weil sie außer allem vernünftigen Zusammenhang lagen. Das Wohlgefallen an dem unausfüllbaren Contrast zwischen einem über alle Grenzen der Natur hinaus-schweifenden Denken und einer vermeintlichen Natur, in welcher von Empfinden und Denken noch keine Rede sein sollte, führte zu einer Form- und Maßlosigkeit, zu einem fragmentarischen Denken und Gestalten, das alle Kunst aufhob, weil nur wo allgemeine, jeder gefunden Natur zugängliche Ideen die angemessene Form finden, Kunst besteht. Ein Kreis schöner Seelen, die einander anschwärmen, ohne sich zu verstehen, ist keine gute Gesellschaft; und eine Dichtung, die Himmel und Hölle umspannen will, und darum dem festen Boden der Erde entflieht, von sehr fraglichem Werth. Aus der Hitze des übersteigerten Idealismus stürzt man nothwendig in Blasirtheit. Indem man sich mit der eiteln Vorstellung schmeichelt, Alles begriffen, empfunden und selbst im Leben durchgemacht zu haben, ist doch das Gefühl der Leere zu stark, als daß man über diese Allwissenheit eine besondere Befriedigung empfinden sollte. Aus dem Glauben verfällt man in einen selbstgefälligen Skepticismus, der in seiner Allklugheit fertige Münzen des Zweifels ausgießt, von conventionellem Gepräge. Eine

Neminezenz verwirrt die andere, weil das Licht des eigenen Denkens fehlt; man zweifelt, weil das Eine zu dem Andern nicht stimmt, weil man in seinen unklaren Visionen niemals recht weiß, ob man es mit Christus oder Belial zu thun hat; bis der erschrockene Zauberlehrling, dem in der Mitte seiner fremden Geister graut, zu der Ansicht kommt, die Welt sei wahnsinnig.

Die Kunst der Restauration war endlich formlos. Die Sophistik, mit welcher man alle sittlichen Bestimmungen so lange hin- und hergewendet hatte, bis nicht nur das natürliche Gefühl für Recht und Unrecht, sondern auch die Empfindung für das Schickliche bis auf den Grund verkehrt war, brach jene geistige Energie, einen Gedanken, einen Plan, einen Zweck festzuhalten und in künstlerischer Fülle auszubreiten. Die inspirirten Poeten sonderten sich mit vornehmer Willkür von den volksthümlichen; sie verachteten die Kunst, sich dem Volk verständlich zu machen und auf dasselbe einzuwirken; sie schrieben für ihre Theecirkel, oder summten vor sich hin, wie Zufall oder Stimmung es mit sich brachte: während die Tagesdichter, denen es nur darauf ankam, gelesen und gespielt zu werden, dem schlechten Instinct der Menge schmeichelten und sich gerade so unverständlich geberdeten, als ihr Publicum. Das Eine war so kläglich wie das Andere, ebenso verderblich für den sittlichen Charakter wie für den Geschmack. Jener geistreiche Dilettantismus, der nur so lange sich in seiner Höhe fühlte, als er unzugänglich war, machte aus der Wissenschaft ein Gewebe poetischer Einfälle, aus der Kunst eine Mosaik philosophischer Reminiscenzen. In der ewigen Unruhe des Zweifelns, des Suchens, der Begierde und der Furcht verschwammen die Charaktere ins Unbestimmte, und die Bewegung des Gedankens verlor ihren gemessenen Lauf.

Die Formlosigkeit, die Inhaltlosigkeit, die Principlosigkeit der Romantik hatten in letzter Consequenz überall dasselbe Resultat: man warf die Ideale, an die man nicht mehr glauben konnte, die sittlichen und religiösen Formen, die ihren Halt verloren hatten, vollständig über Bord und stürzte sich ohne Compaß in die Fluth der Wirklichkeit. Diese Vertiefung in die Wirklichkeit — wohl zu unterscheiden von der Wahrheit, ist das Wesen der jungdeutschen Literatur; sie war der Romantik gegenüber im Recht, sie war nicht zu vermeiden.

Die Träger der neuen Richtung könnte man sich leicht versucht fühlen, mit der romantischen Schule in Parallele zu stellen: es ist derselbe geistreiche Dilettantismus, dasselbe Coteriemesen, dieselbe Geringschätzung gegen die Masse und deren Repräsentanten, den Philister, dasselbe Haschen nach ungewöhnlichen Wendungen, dasselbe Uebergewicht der Intention über die Ausführung. Aber diese äußere Aehnlichkeit darf uns doch über den innern Gegensatz nicht täuschen. Der revolutionäre Geist

der jungen Literatur war ebensowohl die Widerlegung der Romantik, als ihre Consequenz.

Der erste charakteristische Gegensatz zwischen der romantischen und jungdeutschen Periode ist, daß in jener die Bewegung national, in dieser weltbürgerlich war. Zwar waren die Romantiker im Beginn ihrer Wirksamkeit ebensowenig von dem wahren Nationalgefühl durchdrungen, als ihre unmittelbaren Vorgänger, die classischen Dichter. Aber sehr bald wurden sie von der allgemeinen Richtung der Zeit mit fortgerissen, die darauf ausging, die Völker zu scheiden, sie von den unnatürlichen Banden des neuen Weltreichs zu lösen. Daß in unserer Zeit die entgegengesetzte Richtung wieder das Uebergewicht erlangt hat, findet theils in der natürlichen Reaction gegen die Uebertreibung des Nationalgefühls, theils aber in dem Vorherrschen der weltbürgerlichen Mächte, der Industrie und des Handels, seine Erklärung. Seitdem durch die aus Abenteuerliche streifende Vermehrung der Verkehrsmittel die großen Städte einander viel näher gekommen sind, als die nur noch durch Sitten und Traditionen zusammengehaltenen einzelnen Theile der Provinzen, kann von jenem ausschließlichen und spröden Patriotismus, wie er im Zeitalter der Freiheitskriege gepredigt wurde, nicht mehr die Rede sein. Sehr bedeutungsvoll war schon im Anfang dieser Periode, daß von den begabtesten unter den neuern Dichtern mit dem Gedächtniß des großen Kaisers der Franzosen ein ausschweifender Cultus getrieben wurde. In der schönen Literatur wurde die nationale Phhstognomie völlig verwischt. Die „Romantiker“ bei den Franzosen und Engländern verpflanzten den Geist der deutschen Poesie und des Mittelalters in ihre Heimath und brachen alle Bande der Tradition, wir selber ließen uns unsere Literatur vom Auslande überliefern. Seine und Börne ertheilten von Paris aus ihre Orakel, und unser Publicum zehrte von Pariser Novellen und Theaterstücken. Für alle verstimmtten Gemüther bot sich Amerika als ein unfehlbarer Zufluchtsort, im Genuß der Freiheit der Heimath zu vergessen; alle Interessen drängten sich in den großen Weltstädten zusammen, alle Künstler und Gelehrte von einiger Bedeutung suchten ihre Anerkennung im Ausland, und mächtige Parteien wagten es, die Solidarität der Parteiinteressen durch sämmtliche Länder Europa's als Motto auf ihre Fahnen zu schreiben und offen zu erklären, die Partei ginge ihnen über das Vaterland.

Wenn man sich seine eigene Gegenwart so verkümmert hat, wie es in der deutschen Literatur geschehen war, so ist es nur ein scheinbarer Umweg, wenn man zunächst in die Ferne greift, in entlegene Welttheile, um nur überhaupt Gegenstände zu finden, denen man ein Interesse abgewinnen kann. Auch hier haben uns die Engländer und Franzosen vorgearbeitet: der Childe Harold und die Pilgerfahrten Chateaubriand's und Lamartine's

Licht, wenn er die Schonung in Anspruch nimmt, die nur dem Schwächling zukommt.

Ein schlimmer Umstand ist noch, daß in der Regel die Dichter ihre Mißstimmung auf die Zustände der Welt übertragen und diese für krank ansehen, weil ihr eigenes Herz krank ist. Daher die revolutionäre Gesinnung in unserer poetischen Jugend, die sich wie eine ansteckende Krankheit verbreitete und die auch Freiligrath ergriff, als er bereits auf der Höhe seines Ruhmes stand.

Als Freiligrath das bekannte Gedicht gegen G. Herwegh schrieb, in dem der ganz richtige Ausdruck vorkam: „der Dichter steht auf einer höhern Warte, als auf den Zinnen der Partei“, und als Herwegh, dessen sentimentale Natur durch den Weihrauch, der ihm von allen Seiten überschwänglich gestreut wurde, berauscht war, ihm mit Schimpfreden antwortete, hatte dieser Angriff die entgegengesetzte Wirkung, die er sonst bei einer energischen und eigenwilligen Natur zu haben pflegt: Freiligrath wurde belehrt. Die Macht der allgemeinen Stimmung riß ihn nicht allein fort, sie gab ihm zu gleicher Zeit den Stoff, nach dem er lange vergebens gesucht hatte, und die Gelegenheit zu einer autonomen That, die ihn über das Gefühl jenes Mangels emporhob: er brach mit etwas Ostentation mit dem Königthum, er opferte dem Vaterland jenes Jahrgeld des Königs von Preußen, das ihm von Seiten Herwegh's so harte Vorwürfe zugezogen hatte (1843), und vertiefte sich mit seinen Gedichten in die äußerste Demokratie.

Wir wollen nicht verkennen, daß sich in Freiligrath's politischen Liedern ein wesentlicher Fortschritt gegen Herwegh findet. Er ging aus den bloß musikalischen Empfindungen, aus den politischen Phrasen heraus und vertiefte sich mit großer plastischer Gewalt in die concreten Erscheinungen des politischen Lebens. Die Idee der Revolution, die bei Herwegh nur dunkle Empfindung geblieben war, tritt bei ihm in aller Fülle des Lebens, greifbar und in wilden Farben ans Tageslicht. Wir fühlen ihren Pulsschlag, wir sehen die finstern Gestalten, die sie heraufbeschwört, um uns herum sich ausbreiten. — Aber dieser Gewinn ist um einen theuern Preis erkauft. Nicht ungestraft ergeht sich die Muse in sansculottischen Vorstellungen, die Rohheit der Empfindung geht auch auf die Sprache über. Während Freiligrath früher seine Sprache etwas über Gebühr steifte, hält er es jetzt für seine Pflicht, in dem cynischen Ton eines verwilderten Demagogen zu reden. „Schwerenoth, verdammt, vermaledeit“ und ähnliche Flüche quellen nicht naturwüchsig aus seinen Anschauungen, sie bilden die Würze, welche das Gericht für das demokratische Publicum genießbar machen soll. Daß man in der Hitze seinen Gegner verwünscht und ihm mit allem möglichen Unheil droht, liegt in der Natur der Sache, und da

unsere royalistischen Dichter sich im Schimpfen gegen die Demokraten überbieten, so können sie es den demokratischen Dichtern nicht verargen, wenn diese ihrerseits über das Maß hinausgehen. Aber wenn man die übertriebene Wildheit in Schlacht- und Trinkliedern verzeiht, deren bacchantischer Charakter Vieles entschuldigt, so ist das doch nicht der Fall bei solchen Gedichten, die sich auf einen bestimmten geschichtlichen Gegenstand beziehen. Hier werden wir von dem Dichter verlangen, daß die Empfindung, welche er seinen Helden leiht, oder welche diese Helden in ihm erwecken, wenigstens in einigem Verhältniß zur Wirklichkeit stehen. Wenn Freiligrath in einem seiner Gedichte einen edlen, tugendhaften Menschen auf der Grenzschiede von England und Frankreich, trotz der Gefahren, die ihn umdrohen, aus aufopfernder hingebender Liebe fürs Vaterland die Flucht nach der Fremde aufgeben und den sichern Tod für sein Volk vorziehen läßt, und wenn wir dann erfahren, daß dieser Held kein anderer ist, als Marat, so können wir das nicht mehr hingehen lassen. Abgesehen von der Rohheit der Gesinnung, die darin liegt, sich überhaupt für ein Ungeheuer zu begeistern, kann man sich wohl eine Stimmung vorstellen, in der man, wie Nero, der Menschheit einen einzigen Hals wünscht, um ihn umdrehen zu können, und in einer Art Trunkenheit den Neronen der Vergangenheit oder Lucifer, ihrem Obersten, ein Vivat bringt; aber aus dieser Stimmung herauszugehen und mit anscheinender Gelassenheit den scheußlichsten Bluthund, den die Erde gesehen, wie einen frommen, sanften, verkörerten Märtyrer zu feiern, das ist eine Sünde gegen den heiligen Geist der Geschichte, die nicht vergeben werden kann. — Und doch klingt hinter all diesen Renommistereien ein Etwas durch, was den Argwohn erregt, das Alles sei nicht wirkliche Leidenschaft, sondern erkünsteltes, gemachtes Wesen. Es sieht fast so aus, als ob dieser Jacobinismus nur der übrigen gleichgültige Stoff wäre, an dem der Dichter sein formelles, inhaltsloses Talent ebenso ausübe, wie früher an den Büßengeschichten, die er auch nicht aus unmittelbarer Anschauung und Empfindung, sondern nach Reisebeschreibungen darstellte. —

Als Gerbinus 1838 von seinen Studien über die Entwicklung der deutschen Dichtkunst das Facit zog, fand es sich, daß die Nation gerade so viel Kraft darauf ausgegeben habe, als zu ihrer Verwendung stehe, und daß sie damit aufhören müsse, falls nicht alle übrigen Lebensfunctionen versiechen sollten. Handeln wäre die Lösung des Tages, und wenn die Kunst noch einen Platz in der neuen Bewegung behaupten wolle, so müsse sie sich nützlich erweisen: sie müsse, da sie selbst keine That sei, zur That wenigstens aufmuntern.

War es nun dieser Rath, oder lag es in der Natur der Sache, in dem stillen Zauberfloß der Poesie wurde es auf einmal laut wie in einem

Feldlager. Die Flöte wich der Trommel und der Querpfeife. Das Lied ermunterte sich selber, nicht mehr Lied zu bleiben.

Laßt, o laßt das Verseschweißen!
Auf den Amboss legt das Eisen,
Eisen soll der Heiland sein.

Wer sich aber von dem Lärm der Pauken und Trompeten nicht über-täuben ließ, konnte recht wohl die Melodie des alten Sehnsuchtswalzers wieder herauserkennen. Dem alten Bild der „ersehten“ Geliebten wurde ein neues Costüm angepaßt; man drückte ihr einen Lorbeerkranz in die dunkeln Locken, warf ihr einen blutrothen Shawl über die weißen Schul-tern, gab ihr ein Theaterschwert in die Hand und taufte sie „die Freiheit“.

Die jungen Liebhaber „der Freiheit“ legten gegen die alten Poeten der Nacht, der heimlichen Liebe und des Mondscheins eine gründliche Ver-achtung an den Tag. Sie übersahen, daß der Gegenstand, auf welchen sich Empfindungen beziehen, den Werth derselben nicht bedingt; daß Bilder vom „Völkerfrühling“, von dem „brechenden Sonnenauge der Freiheit“, von dem „blutigen Morgenroth der Zukunft“, durch die angedeutete Be-ziehung auf große Begebenheiten, die man zu erwarten habe, noch keine innere Kraft, Fülle und Lebendigkeit gewinnen; daß ein Lied nicht durch seinen Hintergrund, durch die Anspielungen auf etwas außer ihm Liegen-des, sondern durch die Macht und Innigkeit der Empfindung getragen wird; sie vergaßen vor allen Dingen, daß es ein seltsamer Widerspruch ist, wenn man unaufhörlich, mit dem Aufwand alles historischen Pathos, des-sen man fähig ist, declamirt: es sei nicht Zeit zum Declamiren, sondern zum Handeln.

Die politische Poesie ist uns sehr lästig gefallen, in einer Zeit, wo jeder junge Student seinen Einfällen über Politik dadurch die Weihe der Unfehlbarkeit zu geben glaubte, daß er sie in Verse brachte. Seitdem aber diese hohen Ansprüche aufgegeben sind, müssen wir wohl anerkennen, daß die politische Poesie wenigstens ebensoviel Berechtigung hat, als jede andere. Das Lied hat einen doppelten Zweck: entweder spricht es mono-logisch die Empfindungen und Reflexionen des Dichters aus, oder es ist zum gesellschaftlichen Gesang bestimmt und soll der Stimmung, dem Glau-ben, der Begeisterung der Menge einen Ausdruck leihen. Für beide Fälle geben die großen Ereignisse der Politik, wenn man sie nur nicht philister-haft behandelt, einen sehr geeigneten Stoff: denn die Empfindungen, die sie erregen, sind stark und lassen sich plastisch ausdrücken, weil sie sich an sehr concrete Gestalten und Bilder anknüpfen. Der Royalist und der De-mokrat, der Serbe und der Magyar werden so ihre Poesie haben, ob-gleich die Lieder des Einen nicht den Anspruch machen werden, die des

Andern zu widerlegen. Schließt man die Politik aus, so ist in den klei-nen Liedern in der Manier von Uhland und Heine die Eintönigkeit zuletzt nicht zu ertragen. Die ewigen Vöglein, Waldhörner, Frühlingsstimmen, Glocken, weidende Schafe, Todtenwürmer, die in der Wand picken, die Uhr übertönen, aber gegen den heftigen Schlag des Herzens nicht auf-kommen u. s. w., behalten zwar immer ihre Berechtigung, weil das Be-dürfniß der Componisten ein unabsehbares ist, und sie werden diesem Zweck um so mehr entsprechen, je fangbarer sie sind; aber für die Literatur haben sie keinen Werth.

Aber zweierlei müssen wir vom politischen Dichter verlangen, gleich-viel welcher Partei er angehört: einmal, daß er seinen Sinn für das Schöne nicht verleugne, daß er nur edle und ideale Empfindungen her-vorrufe; sodann, daß der politische Fanatismus ihn nicht über die innere Wahrheit, über das Gefühl für Recht und Sittlichkeit betrüge. Man kann die Revolution preisen, und man kann das Königthum preisen, denn Bei-des bietet nicht bloß ästhetisch, sondern auch sittlich berechnete Momente, den Heroismus und die Aufopferung, den Drang der Freiheit und die Hingebung der Treue; aber in dem Schmutz zu wühlen, der sich ebenfalls auf beiden Seiten vorfindet, und ihn durch den Zauber der Poesie zu ver-klären, ist ein Frevel gegen eine der schönsten Gaben des Himmels.

In der Reihe der Freiheitsdichter nimmt Georg Herwegh unver-gleichlich den ersten Rang ein. Bruß, Dingelstedt, Hoffmann von Fal-lerleben u. s. w. haben einzelne vortreffliche Stoßseufzer über die Noth Deutschlands und die Hoffnung seiner Befreiung hervorgebracht; aber es war doch im Ganzen nur die Rhetorik des gewöhnlichen Liberalismus, der Zeitungsstil in Musik gesetzt, und keiner von ihnen fand eine so mäch-tige Melodie, daß sie sich dem Gedächtniß des Volks eingeprägt hätte. Nur von Franz Dingelstedt, der zuerst in der Zeit Herwegh's als kosmopo-litischer Nachtwächter auftrat und dann das gesammte liberale Publicum in Entrüstung versetzte, als er Hofrath wurde, müssen wir noch einige Worte sagen. Sowohl in jenen Nachtwächterliedern, wie in der spätern Sammlung: „Nacht und Morgen“, die einer ganz andern Tendenz hulldigt, zeigt sich Wiß und gute Laune; aber jener Pulsschlag des sittlichen Lebens, der sich auch in der komischen Poesie vernehmlich machen muß, wenn sie uns bewegen soll, ist ziemlich schwach. Dagegen verdient der Romanzen-eyklus: „Ein Roman“, eine hohe Stellung in unserer Lyrik. Es spricht sich darin eine starke Leidenschaft eines ursprünglich bedeutend angelegten Gemüths aus, welches zum Theil durch eigene Schuld nicht ganz das ge-worden ist, was es hätte werden sollen, und welches das schmerzliche Ge-fühl dieses Mangels mit dem Bewußtsein einer geheimen Schuld in sich trägt.